

Hallers Jahrhundert

Autor(en): **Killy, Walther**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft. Wissenschaftlicher und administrativer Teil = Actes de la Société Helvétique des Sciences Naturelles. Partie scientifique et administrative = Atti della Società Elvetica di Scienze Naturali**

Band (Jahr): **157 (1977)**

PDF erstellt am: **08.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-90730>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

HALLERS JAHRHUNDERT

WALTHER KILLY

Bern

Hallers Jahrhundert, das 18. seit der Geburt Christi (oder wie man damals gesagt hätte: unseres Herrn und Heilandes) ist uns durch mehr entrückt als durch zweihundert Jahre. Zwar umstehen uns seine Bauten, und schon gar in Bern, edle Proportionen von grosszügiger Einfachheit, die auch Zierat nicht verschmäht. Wir sprechen – so glauben wir – seine Sprache und gebrauchen die Begriffe, die es uns geschenkt hat. Wir reden (bis zum Überdruß) von *Aufklärung*, *Fortschritt*, *Kritik*, *Öffentlichkeit*, *Toleranz*, *Gesellschaft*, *Revolution*: das sind lauter Worte, die es vordem nicht gegeben hat und die die Welt verändert haben und noch verändern sollen. Allerdings hatte das Jahrhundert auch andere Begriffe, ohne die jene nicht zu denken waren und die, weil sie geschwunden sind, der Erinnerung wert scheinen: *Glaube* zum Beispiel und *Tugend* als Hauptwörter, *Sittlichkeit*, *Schönheit*, *Geschmack*, *Genie* – nur mit Zögern gebrauchen wir sie oder mit hochmütiger Gêne. Offenbar haben nicht alle Prägungen des Wortschatzes von einst den gleichen Kurswert behalten, und es ist nichts irriger, als – durch die Identität der blossen Begriffe verleitet – jene Zeit und ihre Verlautbarungen für nah zu halten.

Nah oder geläufig sind sie uns nur als Vokabeln, und es wäre zu prüfen, wie sich ihre Meinung gewandelt oder gar verkehrt hat. Immerhin deuten sie darauf, dass in Hallers Jahrhundert Grundlagen gelegt worden sind unserer modernen Welt. Und schon ein erster Blick zeigt uns, dass die scheinbare Einheit, die eine geläufige Epochenbezeichnung wie «Jahrhundert der Aufklärung» vorspiegelt, sich in vielfältigen Widersprüchen bricht. Das von innigem Glaubensleben erfüllte Zeitalter war zugleich dasjenige, welches Kritik als Leitstern alles Wissens und aller Wissenschaft durchsetzt. Wir haben nicht nur zu reden von Bayle, Voltaire und Kant. Neben ihnen und nicht weniger wirksam und erregend, stehen Rousseau, Zinzen-dorf und Svedenborg, aber auch Cagliostro und Casanova. Haller etablierte die Physiologie, aber auch die Goldmacherei feierte Triumphe. In den neu begründeten Wochenblättern ist die Rede von dem, was man heute «sexuelle Emanzipation» nennen würde, und die Horoskope unserer Illustrierten nehmen hier ihren Anfang.

Dieser Anfang geschieht allerdings unter ganz anderen Bedingungen als den unseren – es sei denn, man glaube an Dauer und Unwandelbarkeit der Menschennatur. Im Gebiet des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation (noch bestand es, wiewohl mühselig) lebten zwischen Reval und Aachen 20 Millionen Menschen deutscher Sprache, das heisst vielleicht

dreimal soviel als sechshundert Jahre zuvor zu Zeiten Friedrich Barbarossas. In der Schweiz waren es etwa 1,5 Millionen, in der Stadt Bern bei der helvetischen Volkszählung von 1798 9618 Einwohner «*innert der Ringmauer*», 12 267 mit den «*Gemeinden oben aus und unten aus*»¹. Das heutige England beherbergte 8 Millionen, Frankreich etwa 24 Millionen. Schon hundert Jahre später hatten sich diese Zahlen verdoppelt bis verdreifacht – wie es weitergeht, wissen wir, und wissen es nicht ohne Angst. Aus dieser Explosion, aus der tatsächlich unsere Welt hervorging, resultierte ein unvorstellbarer Wandel auf allen Gebieten, nicht zuletzt ein sichtbarer Wandel.

Die Landschaft war anders, und ihre Darstellungen, die damals immer häufiger wurden, sind uns heute ein Quell dessen, was man modisch «Nostalgie» nennt. Sie war vorindustriell, und die Technik bestimmte weder die Stadtbilder noch die Räume. Geht man des sonntags früh durch Bern, wenn die Fassaden nicht verkürzt und verstellt sind durch abgestellte Wagen, so erhält man eine Ahnung des einstigen Bildes. Auf den ersten Blick ähnelt es dem, das ein deutscher Reisender im Jahre 1769 beschrieb: «Alle Häuser sind von einer gleichen Höhe mit drei Stockwerken, (denn wegen der Arcaden kann der unterste Theil des Hauses, der ebenfalls bewohnt ist, nicht mit gerechnet werden), und von großen gehauenen Steinen erbauet, die eine bläulichweiße Farbe haben. Der Boden der ganzen Stadt ist schön gepflastert... Durch die langen Gassen streicht in der Mitte ein starker Bach mit einem angenehmen Geräusche, welcher auch in die Nebengassen geleitet ist, und nicht allein bei der Sonnenhitze eine frische Kühlung bringet, sondern auch bei vorfallenden Feuersbrünsten sehr bequem sein Wasser gibt.»² Die noch unverräucherte Farbe der Häuser ist verschwunden, das Wasser verstummt und dass die Ähnlichkeiten, die geblieben sind, sehr äusserlich seien, macht die Fortsetzung unseres Berichtes deutlich: «Täglich werden die Gassen durch die Gefangenen gereinigt, und der Unrath auf Karren weggefahren. Diese Leute sind meistens an den Karren mit eisernen Ketten geschlossen und tragen ein hohes Eisen am Halse; sie wohnen an einer abgelegenen Seite der Stadt... Da man hier (außer Mordthaten und Verbrechen wider den Staat) keinen Menschen, nicht einmal Diebe mit dem Leben bestraft; so finden sich daher unter diesen Sklaven von beiden Geschlechtern häufig Personen, die auf 101 Jahr, das ist, auf ihre Lebenszeit, mit dieser Strafe belegt sind. Diese Veranstaltung, da man die unnützen Glieder des Staats von der Gesellschaft abschneidet, und ihre Strafe so einrichtet, daß sie doch noch zur Reinigkeit und Bequemlichkeit der Stadt gebraucht werden, ist ein Beweis von einer guten Policey...»³

Es war also eine sehr anders funktionierende Gesellschaft. «Ballungsgebiete» gab es nicht, die Distanzen waren gross und die Besiedlung um so geringer, je mehr man nach Norden und Osten kam. Um so dichter war –

wie wir hören werden – die Kommunikation, wenngleich der grösste Teil der Bevölkerung auf dem Lande lebte in einer Weise, von der noch viel später Jeremias Gotthelf und Fritz Reuter die Erinnerung bewahrten. Aber nicht nur in dieser Weise. In den «Moralischen Schildereien» von Goethes Onkel, dem Herrn von Loen (wir werden ihn sogleich noch auf einer Reise begleiten) lesen wir: «Der Bauer ist dasjenige unter den Menschen, was der Esel unter den Thieren ist. Er muß alle Lasten tragen, er muß die Schätze der Natur andern in das Haus schleppen, sich selbst aber mit rauhem Futter begnügen. Man findet also unter dem armen Landvolk den wenigsten Geitz: bringt es durch seinen Fleiß, und durch seine Arbeit etwas vor sich, so nimmt es der Herr ihm weg. Wo also ein Bauer die Woche etwas zurück leget, so versäuft er solches andächtig auf den Festtügen, und erstickt in den Dünsten von Bier und Brandewein die traurige Betrachtung seines Elendes.»⁴ Hinter diesen beschreibenden Sätzen der Jahrhundertmitte blitzt das erste Wetterleuchten auf jener Verhältnisse, die sich am Ende im Gewitter der grossen Revolution entladen sollten; sie mochten nicht in allen Landstrichen deutscher Sprache gelten, aber sie galten in vielen.

Alles was man brauchte, kam aus dem Lande, von Ernte und Missernte war man lange noch abhängig. Das «Gesangbuch für die Königlich-Preussischen Lande» (1738), das wie alle Gesangbücher Gebete bereithielt für die gewöhnlichen Vorfälle des Lebens, hat unter der Überschrift «Creutz- und Noht-Gebete» auch dieses: «So laß dir nun in deinen gnädigen Schutz befohlen seyn, den lieben Saamen und alle Früchte des gantzen Erdreichs; erhalte sie in Frost, Kälte, Eiß, Schnee, im Winde, Hitze und Dürre, im Regen und allen vorfallendem Wetter, daß sie nicht beschädiget werden. Behüte uns vor Mißwachs, vor Theurung, Hunger und Kummer ...»⁵

Die Natur war allgegenwärtig. Von der Ländlichkeit der Verhältnisse haben wir keinen Begriff mehr, allerdings auch nicht von ihren Ordnungen und Zwängen, ihren Bräuchen und Entfernungen. Die Städte mit ihren Märkten waren der Mittelpunkt der umgebenden Landschaft. Das Reisen war nicht alltäglich, zwar wohlorganisiert, aber zeitraubend. Die alte Bäuerin, die nie einen andern Ort als den eigenen gesehen hatte, war der gewöhnliche Fall. Aber die Zünfte sorgten dafür, dass der Handwerker weit herumkam, zu Fuss wohlgemerkt, in Deutschland und in benachbarten Ländern, um Kunst und Handel zu erlernen. Mit der Post fuhren die jungen Herren von Stande in Begleitung des Hofmeisters auf ihrer Bildungsreise oder aber derjenige, den seine Geschäfte hinausführten. Wenn Albrecht von Haller sich aufmachte von Bern nach Göttingen, so konnte er die Stadt am Freitagabend verlassen und kam am Sonntagabend gegen elf Uhr in Basel an. Erst am Mittwoch früh ging es weiter über Strassburg nach Frankfurt, wo man (gab es keine Zwischenfälle) am zweiten Sonntag gegen zwei Uhr mittags eintraf. Am Dienstagabend um acht ging es dann weiter nach Kassel. Die Pausen waren wohlverdient, und wir brauchen uns

nicht zu verwundern über die Rolle, die Wirt und Wirtshaus spielten; man kennt sie aus der «Minna von Barnhelm» und aus Goethes «Stella». Am Donnerstag kam man in Kassel an, zwei Wochen unterwegs, und musste dort Pferd und Wagen mieten, denn es gab keinen regelmässigen Kurs nach Göttingen. Alle zehn bis vierzehn Kilometer wurden die Pferde gewechselt, und allein für die Strecke von Bern nach Basel galt es vier Reichstaler zu erlegen⁶. Wer nicht zahlen konnte, reiste zu Fuss. Vielleicht war er besser daran, wenn wir uns an den Reisebericht des Herrn von Loen halten, der von Wien als Gesandtschaftssekretär nach Frankfurt wollte: «Ich frore ohngeachtet meines Pelzes an den Beinen nicht vor die lange Weile. Bey Lintz wäre ich fast bey dunckler Nacht auf dem hart mit Eiß bedeckten Weg mit meinem Pferd geglitschet und in die Donau gefallen. Bey Straubingen wurde ich mit Pferd und Wagen von einer Anhöhe herunter geworfen, weil man von dem tief gefallenen Schnee weder die Spur, noch den Weg finden konte. Zwischen Regensburg und Nürnberg blieb ich bey finsterrer Nacht mit meinem Pferd in einem Sumpf stecken, weil das Eis mit mir durchgebrochen war...»⁷ Nur in der Schweiz und in Süddeutschland waren die Strassen wohlbefestigt, aber was das heisst, haben wir soeben gehört. Sie verbanden Ortschaften, welche (soweit Feuersbrünste und Kriegsläufe es nicht anders gewollt hatten) vielfach das Gepräge der voraufgegangenen Jahrhunderte trugen. Häuser wurden für Generationen von Nachfahren gebaut, so wie man ihnen die Bäume pflanzte. Wegwerfen gab es nicht. Die Wege führten durch die unterschiedlichsten Staatswesen, nicht überall war die «Polizei» (das hiess damals: das gesamte Gebiet öffentlicher Verwaltung) so geordnet wie hier, und es hatte gute Gründe, dass sich eine ganze Literaturgattung entwickelte, die vom Unterschied der guten und schlechten Regenten handelte.

Diese Welt, auch die der Städte, war vom Herkommen geprägt. Die Familie war ihre einfachste und wichtigste Einheit, nicht nur Lebens-, sondern auch Produktionsgemeinschaft. Als der Geheime Referendarius Justus Möser, der höchste Beamte des Fürstbistums Osnabrück, seine Frau verloren hatte, schrieb er (es war nicht das einzige, was er schrieb): «Käse und Butter, Äpfel, Birn und Pflaumen, frisch oder trocken, waren von ihrer Zubereitung... Sie machte alle Jahr ein Bitters für den Magen, wogegen Dr. Hills und Stoughtons Tropfen nichts sind. Ihren Hollundersaft kochte sie selbst; und in keinem Nonnenkloster fand man besseres Krausemünzenwasser als das ihrige. In unserem ganzen Ehestande hat keins aus dem Hause dem Apotheker einen Groschen gebracht, und wenn sie etwas lächerliches nennen wollte, so war es ein Kräutertee aus der Apotheke... Das Bier ward im Hause gebraut, das Malz selbst gemacht, und der Hopfen daheim besser gezogen, als er von Braunschweig eingeführet wird... Alles, was sie und ihre Kinder trugen, ward im Hause gemacht; und sie verstand sich auch sehr gut auf einen Mannschlafrock. Sie konnte ihn in einem

Tage mit eigener Hand fertigmachen ... alle Jahre wurden einige Stück Linnen in der Haushaltung gemacht ... Das Garn zu einem Stücke mußte von einer Hand und von einer Art Flachs gesponnen sein ... Nach ihrem Tode – ach ich kann ohne Tränen nicht daran gedenken! – fand ich die Brautwagen für unsere vier Töchter fertig ...»⁸

Das war ein grosses Haus mit allerlei Gesinde in einer altehrwürdigen Bischofsstadt, von dem die vielfältigsten politischen und literarischen Wirkungen ausgingen. Man weiss Ähnliches aus Goethes Elternhaus, aber man sollte es sich doch nicht zu idyllisch vorstellen, wie in «Hermann und Dorothea» oder Voss' «Luise». Die Übersehbarkeit der Kommunitäten war unausweichlich; in unserem Sprachgebiet gab es nur drei Grossstädte mit mehr als hunderttausend Einwohnern: Berlin, Hamburg, Wien; in Zürich lebten elftausend Menschen. Man kannte sich, und die Verhaltenskontrolle war streng, der Zwang des Gemeinwesens gross. Schon äusserlich drückte sich das aus, in Bauvorschriften, aber auch in Trachten- und Kleiderordnungen, die – oft vergeblich – den Aufwand zu regeln suchten. Nicht nur die Trachten der Bauern machten den Stand des Einzelnen erkennbar, wenn Jungfrau, Frau und Witwe andere Hauben oder Schürzen trugen. Von Bern schreibt unser Gewährsmann: «... da hier nicht die Menschen, sondern die Gesetze herrschen, so ist selbst die Obrigkeit ihnen unterworfen. Zu solchen Gesetzen gehören, daß kein Gold noch Silber, keine Edelsteine und Juwelen, kein Sammet noch Manchester, keine gestickten Manchetten noch reiche Stoffe weder von dem männlichen noch weiblichen Geschlechte getragen werden dürfen. Die mehresten Männer tragen daher schwarz, und die Herren von der Regierung, von der Akademie, und die Studenten sind zu dieser Farbe verbunden. In die Kirche, in die Komödie, und auf einen Ball darf niemand fahren; alle ausländische Weine, alle öffentliche Gastmahle, und alle Hazardspiele sind unter den härtesten Strafen verboten; in den gewöhnlichen erlaubten Spielen soll niemand mehr als vier Thaler verlieren.»

Solche Vorschriften, viele Konventionen und die Regeln der Kirche hatten nicht überall die gleiche Wirksamkeit, aber sie bestimmten das tägliche Verhalten und auch die Stationen des Lebens. In allen Ständen geschah die Eheschliessung unter dem Gesichtspunkt der Zweckmässigkeit, nicht aus «Liebe», deren Recht erst die jüngere Generation der siebziger Jahre lauthals fordern sollte. Den Eltern war eine nur durch die christliche Lehre und die Gesetze temperierte Gewalt über die Kinder gegeben, den Herren über die «Leute» (wie man in Norddeutschland sagte), dem Meister über die Lehrlinge, dem Hausvater über das Gesinde, dem Fürsten über die Untertanen. Es gab viel Elend und Bettler, aber es gab auch viel mehr Fürsorge, als man es heute wahrhaben will – noch erlernte man mit dem Katechismus Begriffe wie «Nachbar» und «Nächster». Die Skala zwischen patriarchalischer Pflichterfüllung und Ausbeutung, Fürsorge und Men-

schenhandel war nicht nur bei Höfen und Regierungen weit gespannt. Es ist nicht möglich, in aller Kürze ein Bild dieser entfernten Vielfalt zu geben. Eine Anekdote, die der Freiherr von Knigge berichtet, macht sie greifbar: «In Reichsstädten ist diese Anhänglichkeit an väterliche Sitten, Kleidertrachten und dergleichen sehr auffallend, und hat nicht selten Einfluß auf Regierungs-Verfassung, Religions-Verträglichkeit und andre wichtige Dinge. So legen zum Beispiel alle calvinistische Kaufleute in *** ihre Gärten nach holländischem Geschmacke an; nun hörte ich einstens einen Solchen von einem anderen Negocianten dieses Bekenntnisses, der aber in seinem Garten einige, der reformirten Gemeinde auffallende Veränderungen vorgenommen hatte, sagen: ‚der Mann habe in seinem Garten allerlei lutherische Streiche gemacht‘ ... Ich meine, die Verschiedenheit der Sitten und der Stimmung in den teutschen Staaten macht es sehr schwer, außer seiner vaterländischen Gegend, in fremden Provinzen, in Gesellschaften zu gefallen, Freundschaften zu stiften, Geschmack am Umgange zu finden, Andre für sich einzunehmen und auf andre zu würken.»¹⁰

Und ein Letztes unterschied das Jahrhundert von der Egalität unserer Tage. Es ist ein elementareres Zeitgefühl. Die Lebenserwartung war halb so gross wie heute, und das Sterbenmüssen war im Bewusstsein. Oft sahen Eltern von sieben Geschwistern nur eines oder zwei das Alter der Reife erreichen; die Säuglingssterblichkeit war so gross wie die Seuchen, die erst nach 1750 zurückzuweichen beginnen. Man starb zu Hause, so wie man zu Hause geboren worden war. Zu beidem, zu Geburt und Tod, sagte nicht nur die Kirche ihr Wort, sondern in bürgerlichen und höfischen Kreisen auch die Poesie. Zu Taufe und Hochzeit, zum Geburtstag oder Neujahr gab es Verse wie diese des siebenjährigen Goethe «Bei dem erfreulichen Anbruch des 1757. Jahres»:

«Erhabner GrosPapa! Ein neues Jahr erscheint,
Drum muß ich meine Pflicht und Schuldigkeit entrichten,
Die Ehrfurcht heist mich hier aus reinem Herzen dichten,
So schlecht es aber ist, so gut ist es gemeint ...»¹¹

Das Gelegenheitsgedicht war mehr als nur Höflichkeit; es gewährte die Artikulation, deren der Mensch bei besonderen Anlässen bedarf, es half, den Verlauf der Zeit bedeutsam zu machen. Er war fühlbar genug, denn die Jahreszeiten griffen tief ein in das alltägliche Leben, es gab nicht immer und überall alle Früchte zu jeder Zeit. Zum Lauf des Jahres gehörten das Kirchenjahr und die weltlichen Feste. Die Sonntage hatten ihre Namen, ihre wiederkehrenden Texte und unterschiedlichen Riten, Märkte, Messen, örtliche Feste wiederholten sich in jährlichen oder grösseren Abständen, und selbst die Stunden der Nacht wurden vom Wächter bewusstgemacht. Solchem Zeitgefühl konnte sich niemand entziehen, es überschritt

Landes- und Konfessionsgrenzen, und die letzteren waren höher als Zollbarrieren.

Aber man darf sie sich weder starr noch unüberwindlich denken. Es wurde eine Zeit von höchst intensiver literarischer und persönlicher Kommunikation. Geistiges Leben lässt sich nicht nachmessen; aber es mag zu denken geben, dass ein Buch wie Defoes «Robinson Crusoe» bereits zwei Jahre nach seinem Erscheinen in sämtliche grossen europäischen Sprache übersetzt war – doch wohl weil es einen Nerv traf. Es zeigte den Einzelnen, der mit allen Widerwärtigkeiten fertig wird, auf sich allein gestellt und Herr der Natur. Allein zwischen 1750 und 1799 zählen wir 4000 Zeitschriften deutscher Sprache, von Kopenhagen bis Hermannstadt, von St. Petersburg bis Paris. Die Göttinger Akademie ist im Augenblick dabei, sie zu erschliessen; man staunt über die Vielfalt der Themen, die Lebensfülle der Auseinandersetzung, und selbst die trockenen Register des geplanten Werkes¹² werden nicht nur die Spannweite der Geistesbeschäftigung, sondern auch die Spannungen zwischen den Extremen hervortreten lassen.

Wenn ich hier spreche von der Fremdheit des Zeitalters, so vor allem, um an das vergangene und fortwirkende Leben hinter den Etiketten zu erinnern, mit denen die Nachwelt es verdeckt und die sie doch zum Begreifen braucht. Es gab kein Jahrhundert des Rationalismus, Empfindsamkeit und Freudenstränen sind mitzudenken. Es gab nicht nur die Orthodoxie, gegen die Lessing sich erhob – es gab zugleich die Pietisten und Erweckten, die persönlich mit dem Heiland verkehrten. Neben dem kritischen Sinn der Enzyklopädisten florierten Scharlatanerie und Aberglaube. Dem Kultus der Vernunft stehen Visionäre entgegen. Es wird offenbar, dass der Mensch, der nicht allein vom Brote lebt, auch nicht von der Vernunft leben will. In den von den alten Ordnungen freigegebenen Raum werden immer neue Entwürfe, neue Utopien und Heilslehren einströmen. Im Mittelpunkt von Betrachtung, Nachdenken und Gefühlsleben aber steht in immer bedeutenderer Weise das Individuum, der einzelne, verantwortliche Mensch, und nie ist die Kommunikation zwischen Individuen so innig gewesen, eine noch ungeschriebene Geschichte des deutschen Briefes würde davon Zeugnis geben. Nie auch war der Glaube an die Bildsamkeit dieses Individuums so stark wie in diesem Jahrhundert der gebildeten Pädagogen.

Aller Partikularismus also wird aufgehoben durch die Fülle der geistigen Auseinandersetzung, die in gleichem Masse sich belebt, wie die deutsche Sprache zur Reife kommt; ein Vorgang übrigens, der mit staunenswerter Geschwindigkeit stattfindet und an dem die streitenden Parteien in Leipzig, Zürich und Wolfenbüttel gleichermassen mitwirken. Das geschah über Grenzen und Kriege hinweg, über den nordischen Krieg, den spanischen Erbfolgekrieg, die schlesischen Kriege, den Siebenjährigen Krieg. Die Kultur des Jahrhunderts in aller Vielfalt und Widersprüchlichkeit ist vor-

züglich eine sprachliche Kultur, und nicht zuletzt daher rührt es, dass sie bis auf unsere Tage fortwirkt. Entscheidungsfeld ist die Literatur im weitesten und damals weit verstandenen Sinne: als Poesie, als Publizistik, als Äusserungsweise theoretischen Denkens. Das historische und kritische Lexikon des reformierten Theologen Bayle, der von Jesuiten erzogen worden war und das Gottsched nicht ohne Vorsichtsmassnahmen ins Deutsche übersetzte, hat mehr vermocht als Armeen, es hat Armeen in Gang gesetzt und das Denken grosser Herrscher bestimmt. «Roi Philosophe» war der Ehrenname Friedrichs von Preussen und Josephs II., der es sich, ein Kaiser, nicht nehmen liess, den grossen Haller in Bern aufzusuchen, so wie Friedrich den allverehrten Gellert in Leipzig.

Das gedruckte Wort bewirkte, was man heute Emanzipation nennt, aber es verbreitete auch die neuen Kenntnisse der ökonomischen und kameralistischen Wissenschaften und die Grundlagen des Manufakturwesens, mit dem sich das kommende Zeitalter der Industrie ankündigte. Das Theater wurde zur moralischen und politischen Anstalt, die Bildung ein Besitztum der Besitzlosen, das auch die Besitzenden zu besitzen trachteten. Das Selbstbewusstsein des Bürgertums begründet nicht nur dieses als Bildungsbürgertum (wie nur konnte ein solches Wort zum Scheltwort werden?), sondern es ergreift auch andere Stände. Für all dies ist Sprache das Medium, genauer gesagt, die sich als differenziertes Instrument befestigende deutsche Hochsprache, die neben den Dialekten, nicht gegen sie existiert. Und sie ist nicht die einzige; daneben gibt es das Französische, nicht nur als Adelsprache, sondern auch im höheren Bürgertum (manchmal geläufig, manchmal als Standesabzeichen karikiert), schon gar in diesem Lande, aber auch zum Beispiel in den Hansestädten, zu schweigen von Berlin, wo es zeitweise die Sprache eines Drittels der Bevölkerung ist. Es gibt das Vorbild ab einer erreichbaren Sprachnorm und Verfeinerung. Die Gelehrten Europas sind immer noch vereint durch die lingua franca des Latein; das Griechische als Bildungselement ist im Begriffe, nach dem Humanismus zum zweiten Male entdeckt zu werden; an die Stelle der kirchlichen Heiligen wird Sokrates treten, als ein anderer Christus.

Eine grosse Wirkung geht aus von den neuen Universitäten, die auch die alten, noch mittelalterlichen nicht unberührt lässt. Im deutschen Sprachgebiet gibt es zwei höchst bedeutende Gründungen, Halle, wo die preussischen Theologen dem Pietismus begegnen (und man muss sich verdeutlichen, dass die Theologie neben der Jurisprudenz die einzige Geisteswissenschaft war); und Göttingen, von dem wir soeben und in Verbindung mit Haller gehört haben. Es war die erste Aufklärungs-Universität auf dem Kontinent; Philologie (die zu einer kritischen Wissenschaft zu werden sich anschickte), Staats- und Naturwissenschaften verhalfen ihr zu schnellem Ruhm. Es sollte Generationen von Staatsdienern heranbilden und beweisen, dass auch ausserhalb Englands und Hollands die exakten Disziplinen

zur Blüte kommen konnten. Die Gesinnung, aus der dies geschah, sei durch einige Zeugnisse belegt, weniger unterhaltsam als jene, die die Ferne des Jahrhunderts dokumentieren sollten; dafür von einem Rang, der im umgekehrten Verhältnis steht zur Bescheidenheit der Umstände, unter denen sie hervorgebracht wurden. Das schon genannte Baylesche Lexikon machte früh und an versteckter Stelle eine Bemerkung über die Freiheit der Republik der Gelehrten, die in Gottscheds Deutsch so lautete: «Diese Republik ist ein ungemein freyer Staat. Man erkennt darinnen keine andre Herrschaft, als die der Wahrheit und der Vernunft; und unter derselben (= deren) Aufsicht führet man unschuldiger Weise Krieg wider einen jeden, wer es auch seyn mag. Freunde müssen darinnen wider ihre Freunde, Väter wider ihre Kinder, Schwiegerväter wider ihre Eydame auf der Hut seyn ... Ein jeder ist darinnen zugleich regierender Herr, und eines jeden Gerichtsbarkeit unterworfen.»¹³

Damit ist nicht nur der neue Geist der Universität und der Wissenschaft bezeichnet. Es werden vielmehr alle Schlüsselbegriffe genannt, mit denen wir bis heute «Aufklärung» zu begreifen suchen: Freiheit, Wahrheit, Vernunft. Im Reiche des Geistes sind alle gleich. Und die Instanz, der allein Verantwortung geschuldet wird, heisst *Wahrheit*. Sie trägt nicht mehr den Namen Gottes, ein Name, auf den sich jahrtausendlang Denken und Handeln gerichtet hatten. Der Name Gottes verliert an allgemeiner Verbindlichkeit; er befindet sich gleichsam auf dem Rückzug in die hohen Räume der institutionellen Kirche, deren lebensregelnde Macht ausserhalb der intellektuellen Zirkel durchaus fortbesteht; oder aber in die Betstuben der Erweckten. Noch sind beide, Gott und Kirche, von jenem Hauptwort nicht betroffen, das auf dem Titelblatt des eben zitierten Buches erscheint: dem Wort *Kritik*. Aber gerade indem man die Religion scheinbar von ihr ausnahm und ihr einen Schonbereich zubilligte, gab man sie ihr preis. Die Vernunft konnte nur dann souverän sein, wenn ihr wirklich alles untertan ist, ohne jede Rücksicht als auf die «Wahrheit». Vor ihrem Gericht sind alle gleich, wie alle vor Gottes Gericht gleich gewesen waren. Der unabsehbare Vorgang war endgültig in Gang gekommen, den wir heute mit Säkularisation begreifen: die Verweltlichung aller Werte. Gross war der Schritt nicht, der von der Gleichheit in der Gelehrten-Republik, in der ein jeder dem andern ebenbürtig und der von der Vernunft geübten Gerichtsbarkeit im Namen der Wahrheit unterworfen war – gross also war der Schritt von dort nicht zur Liberté, Fraternité und Egalité im politischen Wesen.

Ich sage, er war nicht gross; aber es standen ihm nicht nur die Kräfte der Tradition, sondern auch ganz andere, ursprüngliche und wohlberechtigte Ansichten entgegen. Früh schon hatte der Graf von Zinzendorf erklärt: «Die Religion kann ohne Vernunft-Schlüsse gefaßt werden, sonst könnte niemand eine Religion haben, als der einen aufgeklärten Kopf hätte ... An der Wahrheit in den Begriffen ist weniger gelegen als an der Wahrheit in

der Empfindung, Irrtümer in der Lehre sind nicht so schlimm als in der Art, ein Unwissender ist so übel nicht als ein Klotz... Die Wahrheit einer Sache kann bei einem Menschen nicht ankommen, wenn ihm daran gelegen ist, daß die Sache nicht wahr sei... Die Vernunft weicht der Empfindung...»¹⁴ Mit den Worten *Vernunft* und *Empfindung* sind die beiden antagonistischen Elemente der menschlichen Existenz bezeichnet, welche das Jahrhundert Hallers beherrschten. Nie wieder ist über beide soviel gedacht, nie wieder soviel Erfahrung im Umgang mit ihnen eingebracht worden.

Man geht wohl nicht fehl, wenn man vermutet, dass ihr Widerstreit auf schier unlösbare Weise in Albrecht von Hallers Brust ausgetragen wurde. Die Tätigkeit des Gelehrten, sein Zusammenhang mit der Akademie, welche die Bedingungen der Gelehrten-Republic wie keine andere bis dahin zu verwirklichen suchte; die in seinen Schriften unüberhörbare religiöse Erfahrung, die Skepsis angesichts allen Menschenwesens – sollten sie nicht in ihrem Widerspruch Mitverursacher seiner nicht minder unüberhörbaren Schwermut gewesen sein? Er war schon tot, als der alte Kant in einer Stadt, die heute nicht mehr Königsberg heisst, weil eine ganze Nation die Wahrheit in den Begriffen ebenso fahren liess wie die Wahrheit der Empfindung, die Frage «Was ist Aufklärung?» zu beantworten suchte. Er sagte: «Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschliebung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines andern zu bedienen. Sapere aude! Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.» So der Mann, der selbst die Aufklärung zum Ende geführt und die Schranken der Vernunft kritisch vermessen hat.

Unüberhörbar ist das Pathos, mit dem er Gewicht legt auf die individuelle Verantwortung, die allererst Sitte, gesellschaftliches Handeln und Freiheit begründet. Noch einmal leuchtet die ausserordentliche Hochsinnigkeit auf, die, eine Eigenschaft des Jahrhunderts, die Möglichkeit eines mündigen Urteils höher einschätzte als die Gewalt der Vorurteile und die Grenzen der menschlichen Natur selbst. Der Naturforscher Albrecht von Haller hat anders gedacht, und die bisherige Geschichte gibt ihm nicht unrecht:

«Vernunft kann, wie der Mond, ein Trost der dunkeln Zeiten
Uns durch die braune Nacht mit halbem Schimmer leiten;
Der Wahrheit Morgen-roth zeigt erst die wahre Welt,
Wann Gottes Sonnen-Licht durch unsre Dämmerung fällt.»¹⁶

Anmerkungen

- ¹ W. Bickel, *Bevölkerungsgeschichte und Bevölkerungspolitik der Schweiz*, Zürich 1947, S. 63.
- ² [Chr. C. L. Hirschfeld] *Briefe über die vornehmsten Merkwürdigkeiten der Schweiz. Zum Nutzen junger Reisender*. Bd. 1, Leipzig 1769, S. 15 f.
- ³ Ebenda, S. 16 f.
- ⁴ *Des Herrn von Loen gesammelte kleine Schriften, Erster Theil*, Leipzig 1751, S. 35.
- ⁵ *Neues Vollständiges Gesang-Buch für die Königlich-Preussische, auch Churfürstlich Brandenburgische ... Lande ...* Berlin und Potsdam 1738. [Anhang:] *Geistliches Bet-Opfer oder auserlesene Gebete ...*, S. 75.
- ⁶ Die Angaben über Fahrzeiten und Kosten werden der freundlichen Hilfsbereitschaft des PTT-Museums Bern verdankt.
- ⁷ von Loen, a. a. O., 4. und letzter Theil, Leipzig 1752, S. 397.
- ⁸ *Justus Möser's sämtliche Werke*, hg. durch B. R. Abeken, Band 1, Berlin 1858, S. 204 ff.
- ⁹ *Briefe über die vornehmsten Merkwürdigkeiten ...*, a. a. O., S. 22 f.
- ¹⁰ A. Freyherr Knigge, *Über den Umgang mit Menschen*, Frankfurt u. Leipzig 1790, S. 15.
- ¹¹ *Der junge Goethe*, hg. von M. Morris, Bd. 1, Leipzig 1909, S. 83.
- ¹² *Index deutschsprachiger Zeitschriften des 18. Jahrhunderts*, Arbeitsstelle bei der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen.
- ¹³ *Herrn Peter Baylens Historisches und Critisches Wörterbuch ... ins Deutsche übersetzt ...* von J. Chr. Gottscheden. Zweyter Theil, Leipzig 1742, S. 108.
Zur Stelle insgesamt vgl. R. Kosellek, *Kritik und Krise*, Freiburg/München 1959, S. 91, dem ich das dort im französischen Originaltext gegebene Zitat danke.
- ¹⁴ *Klassiker des Protestantismus*, hg. von Chr. M. Schröder, Bd. VI, *Das Zeitalter des Pietismus*, hg. von M. Schmidt und W. Jannasch, Bremen 1965, S. 269 f.
- ¹⁵ *Immanuel Kants Werke*, hg. von Bruno Cassirer, Bd. IV, Berlin 1922, S. 169.
- ¹⁶ *Albrecht von Hallers Gedichte*, hg. und eingeleitet von L. Hirzel, Frauenfeld 1882, S. 59.

10 Doris.

Am 21 Jun. 1730

1

Laß Tages Lust hat sich Verdriß
des Fragens der im besten Feind.
Lass dich in ein falltes Jahr;

4 Das Meid zeigt seine Silberformen
Die erste Karst sein plümmelwe
Und macht die treue Gold mit Jahr.

2

Komm, Doris, komm zu jenen Bringen,

8 Laß uns den stillen Grund befragen,
So nicht sich recht als ich und du.

^{Rück nach der}
Die sanfte Haars treibender Wägen

32 Belebt das schwebende Land der Äpfel
Und bindet die lieblose zu.

3

Die grüne Karst belaubter Dainen,

Kriech und zu unmittelbaren Dainen,

Wohin die Zeit sich selber bindet.

16 Sie ist die schwebende Gedanken,
In angesehener ^{und bezeugter} Gegenwart,
Und lebt mit sich allein begnügt.

Abb. 1

Doris, 1730

Hallers Originalmanuskript des an seine junge Braut und spätere Gattin Marianne Wyss (1711–1736) gerichteten Gedichts. Es erschien 1732 erstmals im Druck in der Sammlung «Versuch Schweizerischer Gedichten» und wurde das bekannteste Liebesgedicht der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. – Burgerbibliothek Bern, Mss. Haller 76, fol. 44^v.

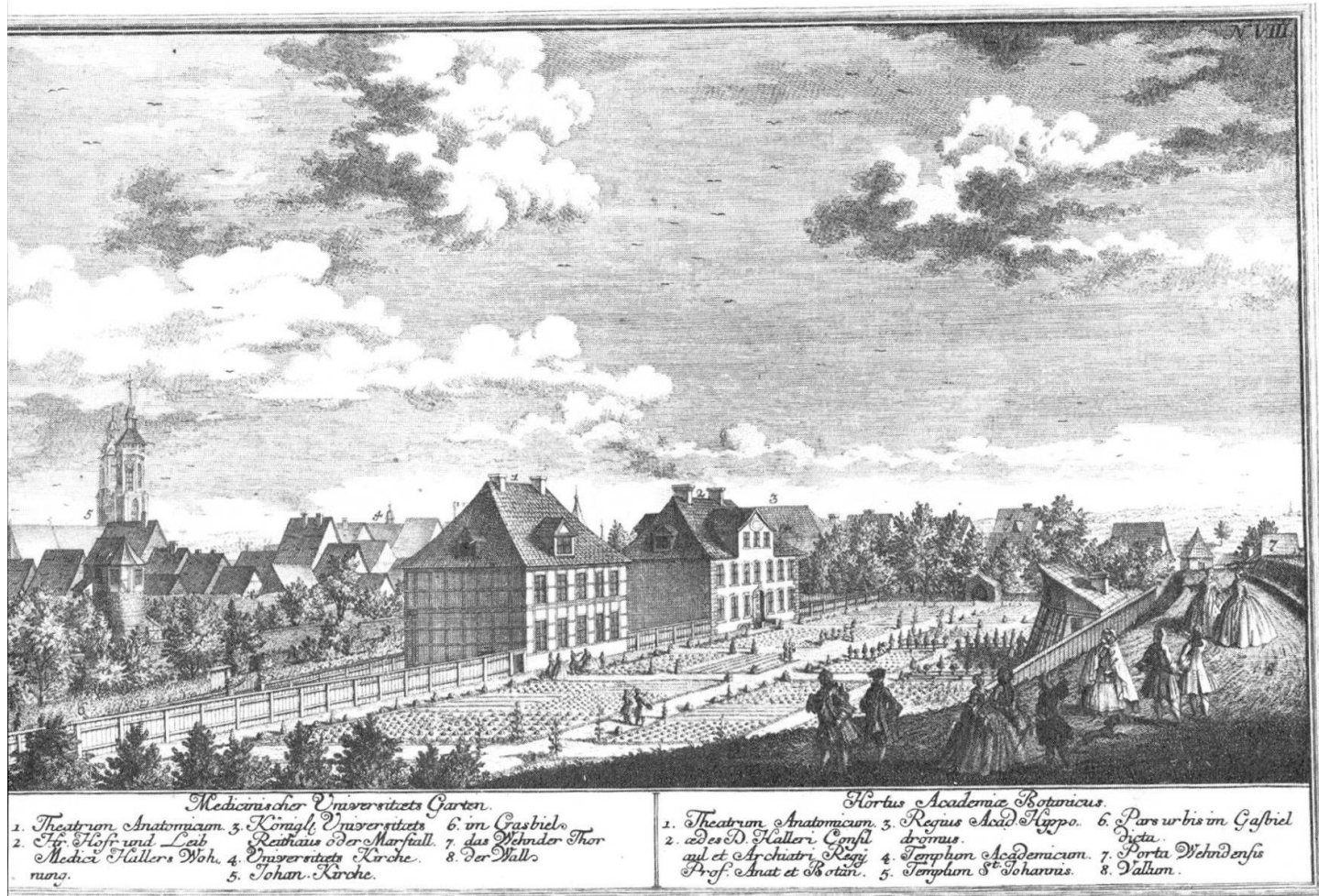


Abb. 2

Botanischer Garten in Göttingen, 1747

In der Mitte das Anatomiegebäude, daneben (mit dem dreifenstrigen Dachaufbau) das Wohnhaus Hallers. Nach seiner 1736 erfolgten Berufung an die neugegründete Universität Göttingen legte Haller einen «medizinischen Garten» an, der bei seiner Rückkehr nach Bern zu den reichsten Europas zählte. Kupferstich von Georg Daniel Heumann (1691–1759) 21,9 × 32,6 cm. – Exemplar des Städtischen Museums Göttingen.

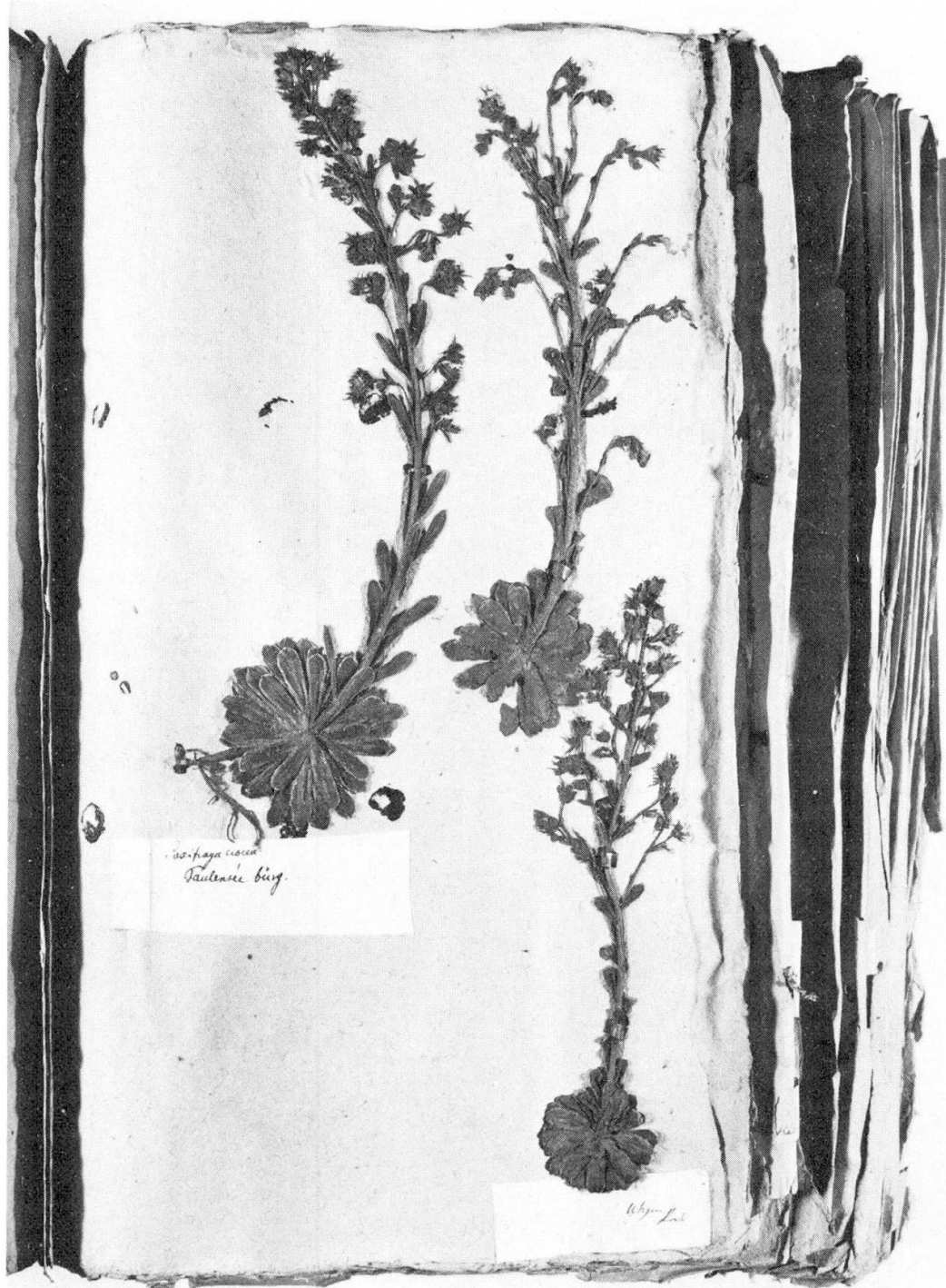


Abb. 3

Hallers Herbar

Es umfasst 60 Foliobände mit mindestens 10 000 Pflanzen. Aufgeschlagen in Band 12: Veränderter Steinbrech (*Saxifraga mutata* L.). Das Herbar wurde nach Hallers Tod von Kaiser Joseph II. erworben, der es der Universität Pavia übergab; von dort erfolgte 1796 die Überführung nach Paris. – Muséum National d'Histoire Naturelle (Laboratoire de Phanérogamie), Paris.

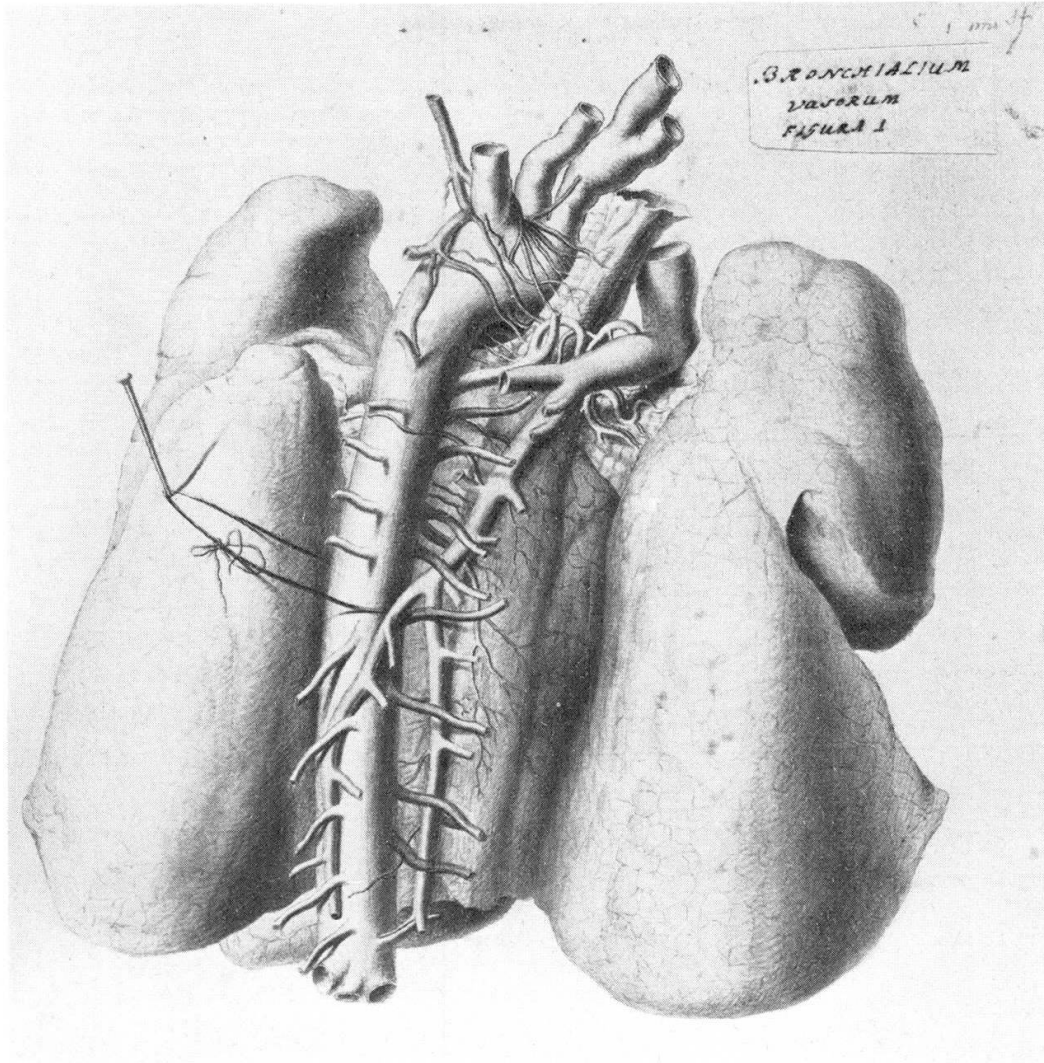


Abb. 4

Bronchialium Vasorum Figura I

Für Haller von Joel Paul Kaltenhofer (1716–1777) hergestellte Originalzeichnung, eingebunden in Hallers Handschriftenband «Demonstrationes anatomicae Goettingenses 1745–1747». – Burgerbibliothek Bern, Mss. Haller 28, fol. 126^r.

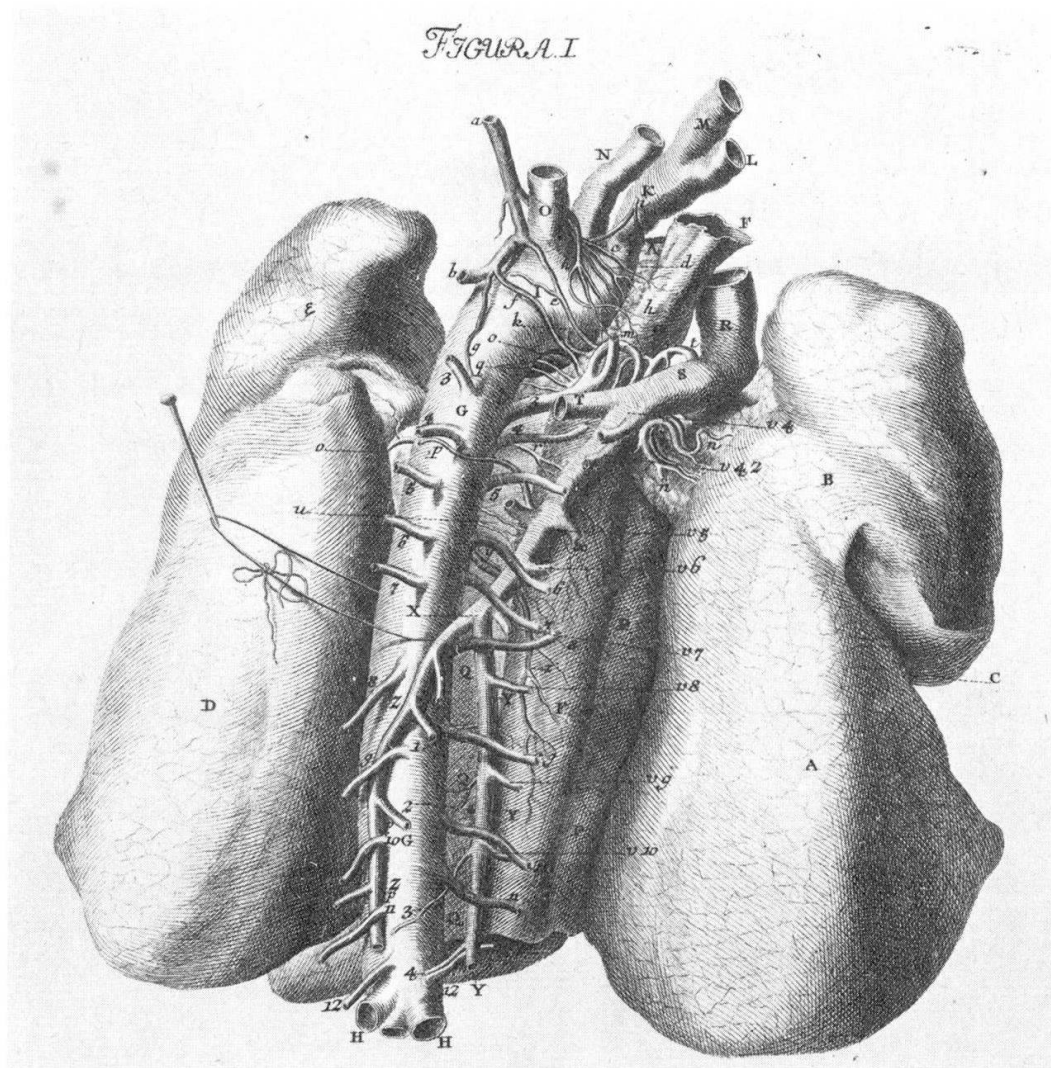


Abb. 5

Bronchialium Vasorum Figura I

Kupferstich der als Abbildung 4 wiedergegebenen Originalzeichnung von Kaltenhof, gestochen von Georg Daniel Heumann (1691–1759), in Hallers «Icones anatomicae...», Fasciculus III, Göttingen 1747, nach S. 33. – Exemplar der Burgerbibliothek Bern, Haller D. 5.

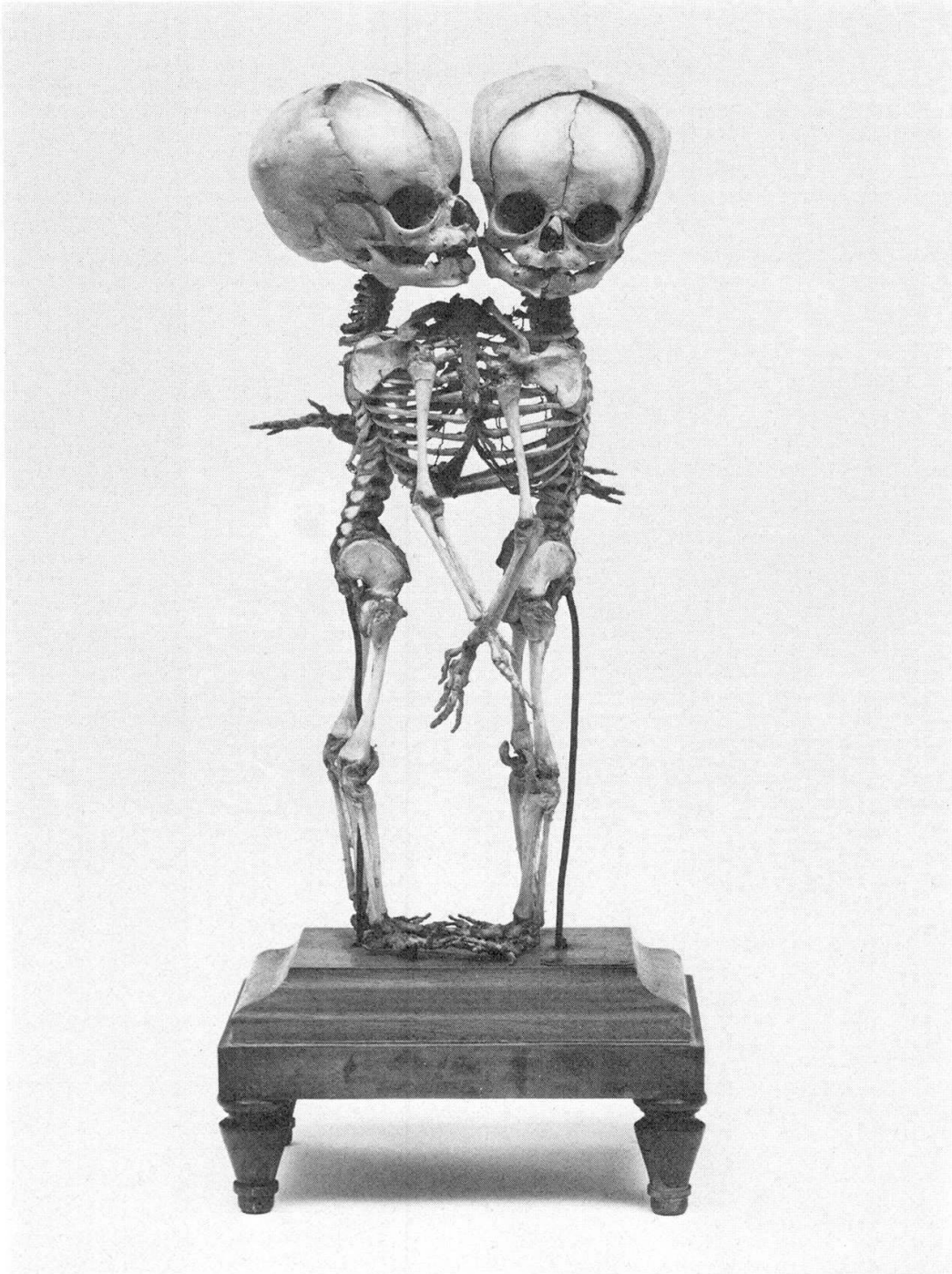


Abb. 6

Skelett einer menschlichen Doppelmissbildung (Thoracopagus), 1735

Hallers Prosektor Johann Ludwig Hommel (1706–1743) präparierte diese Skelette zweier an der Brust zusammengewachsener Mädchen, die in Corcelles-sur-Chavornay tot zur Welt gekommen waren. Mit Erlaubnis des Berner Rates demonstrierte Haller vom 17. bis 20. Mai 1735 die innern Organe. Standhöhe der Skelette 38 cm. – Medizinhistorische Bibliothek der Universität Bern.

Anatomici Folio

1791	Bernh. Siegf. Albini Tabl. musc. off. edae	1740.	11. 5	116	10	30
1792	Goled. Bidloo. Anat. corp. hum.	Amstel. Borm	1685	2	16	106 65
1793	Will. Cooper Myotomy	London. Caplock	1724	3	4	81 110 10
1794	Anthropography	Leyde. Langerak	1737	1	12	114 75 237 6
1795	Arent Sant. Impetus primi Anatum. Leyde. ed. An.	1721.	17.			6 11. 4
1796-1797	And. Vesalii opera omnia ed. Balth. ---	Witiz	1725	14	4	85 82 8
1798	Viti Gemmelini Catoptron Microscop. humm.	1686	14			3
1799	Bernardino Genga anatomia.	Rom. Roszi	1691			56
1800-1801	Jac. Mangeti Bibliotheca Anatomica. Genes. Chorut	1699.	23	8		120 35
1802	Adriani Spigelii opera omnia	Amstel. Blaeu	1644	10.	10	116 29 12
1803	Jac. Mangeti Theatr. Anatomium	Genes. Camer	1717	10	20	131. 45
1804	Andree Vesalii de fabrica corp. hum. Basil. operis	1543	4	17		7
1805	Jac. Stephani de la diff. de Corps humain	Paris. Clinet	1546.	3	19	} 12
	Jaq. Grevini portraits anatomiq. de ---	Wechel	1569	2	2	
1806	Bartholom. Eustachii Tabulae anat.	Rom. Angelini	1728	1	6	47 29 5
1807	Volcheri Coster Tabl. et offen. anat. ---	Nuremb. Jorles	1572	1	19	7 6 5
1808	Joh. Riolani opera omnia	Paris. Maturin	1649	10	8	12 12
1809	Julii Casseji de loquela et aud. ---	Baldia	1608	4		39 22
1810	Masculi Malpighii opera omnia in posth. London. Sott	1586	3			332 21 5
1811		1697				
1812	Anton. Mar. Lancisi de aneurysmatib.	Rom. Fabroni	1728	1	17	7 11. 19
1813	Tab. Browne Megasthia	London. Romain	1694	1	2	37 2 5
1814	Ca. im. Vieussens Neurographia univ.	Lugdun. Bote	1685	3		37 15
1815	Tab. ab Aquapendente opusc. anat.	Lipsiae. Fleckel	1687	5	4	61 14. 12
1816	Ed. Vidii opera anat. ---	Strens. Junt.	1611	5	6	78 11. 11
1816	Jac. Stephani de diff. de Corp. h. u. l. III.	Paris. Clinet	1546.	4	7	6 10
1817	Estimant de Dremerbroeck opera omnia	Ultras. Wald	1685	10.	17	18 7 9
1818	Arhazoli Piccolomini Praelict. anat.	Rom. Bonfadi	1588	4	13	3
1819	Joh. de Phil. Valverdi Anat. corporis hum.	Venet. Berlus	1607	4	3	45 5 4
1820	And. Laurentii Historia Anatomica. Franc. de By	1500	5	12		28
79						147 137 5 659
37						20 20 79 65 29
						167.20 1454 728 10

Abb. 7

Katalog von Hallers Bibliothek, angelegt 1743

Verzeichnis der Bibliothek, die zuletzt rund 13500 Bände zählte, nach Sachgebieten geordnet, mit genauen bibliographischen Angaben. Die Bibliothek gelangte nach Hallers Tod durch Kaiser Joseph II. nach Mailand, wo sie heute in der Biblioteca Nazionale Braidense verwahrt wird. – Bürgerbibliothek Bern, Mss. Haller 56, fol. 45^v.

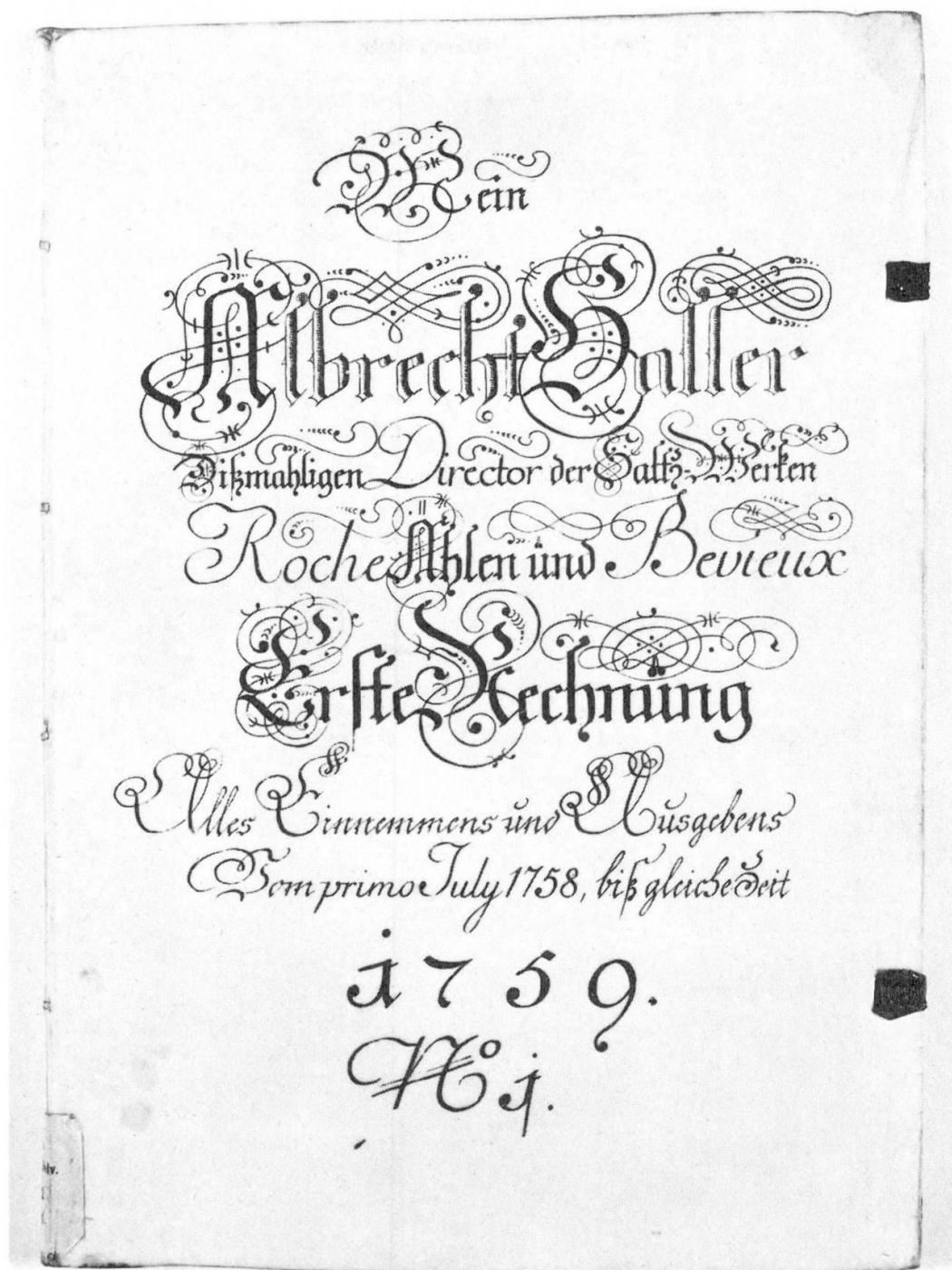


Abb. 8

Hallers erste Rechnung als Salzdirektor zu Roche, 1758/59
Von 1758–1764 verwaltete Haller die für die bernische Wirtschaft und Politik sehr wichtigen Salzwerke in Roche, Aigle und Bévieux. – Burgerbibliothek Bern, Mss. hist. helv. XIV. 141.



Abb. 10

Albrecht v. Haller

Gipsbüste; H. ca. 30 cm, B. ca. 62 cm, T. ca. 56 cm. Wahrscheinlich Abguss des von Johann Friedrich Funk (1745–1811) kurz vor Hallers Tod geschaffenen Modells (der dargestellte schwedische Nordsternorden, den Haller 1776 erhielt, ist nicht nachträglich beigefügt). – Bürgerbibliothek Bern.